

PIPER



RUDI JAGUSCH

ALS DIE GLOCKEN VERSTUMMTEN

DIE REPORTERIN
ERMITTELT



PIPER

RUDI JAGUSCH

ALS DIE GLOCKEN VERSTUMMTEN

DIE REPORTERIN
ERMITTELT

ERMITTELI

Mehr über unsere Autoren und Bücher: www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Krimi gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Als die Glocken verstummten« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© dieser Ausgabe: Piper Verlag GmbH, München 2021

Bei »Als die Glocken verstummten« handelt es sich um eine überarbeitete Neuausgabe des unter dem Pseudonym des Autors Jan Kilman 2017 beim Heyne Verlag veröffentlichten Werkes »Heldenflucht«.

Korrektur: Manfred Sommer

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von digital publishing competence (München) mit abavo vlow (Buchloe)

Covergestaltung: Giessel Design

Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von Shutterstock.com genutzt

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

ZITAT

PROLOG

–

FREITAG, 6. DEZEMBER 1918

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

–

–

MONTAG, 9. DEZEMBER 1918

11

12

13

14

15

16

17

18

–

SONNTAG, 22. DEZEMBER 1918

19

20

21

22

23

24

25

26

27

–

MONTAG, 23. DEZEMBER 1918

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

–

DIENSTAG, 24. DEZEMBER 1918

40

41

42

43

44

–

–

MITTWOCH, 25. DEZEMBER 1918

45

46

47

48

49

50

51

52

–

SAMSTAG, 28. DEZEMBER 1918

53

54

—

SONNTAG, 29. DEZEMBER 1918

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

–

MONTAG, 30. DEZEMBER 1918

80

EPILOG

NACHWORT DES AUTORS

*»Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den
Bäumen fällt.«*

Wilhelm II., deutscher Kaiser, August 1914

PROLOG

Er war fünfzehn Jahre alt, als er seinen ersten Toten sah.

Franz hockte sich vor die Leiche.

Sie stank, trotz der Kälte. Die Mittagssonne, die hier ungehindert auf der Lichtung schien, hatte sie aufgewärmt. Der Gestank erinnerte ihn an den halbverwesten Rattenkadaver, den er vor gut zwei Jahren unter dem Bett gefunden hatte. Nur war es hier intensiver. Der süßlich-faulige Geruch überlagerte alles. Franz würgte, steckte die Nase in den Stoff seines zerschissenen Mantelärmels.

Erst jetzt fiel ihm die Stille im Wald auf. Nichts war zu hören, die Vögel schwiegen. Hielten sie eine Totenwache? Oder war jemand in der Nähe, der sich versteckt hatte? Beobachtete ihn jemand? Der Täter? War er zurückgekehrt, um die Leiche zu beseitigen?

Hoffentlich nicht. Ich will nicht gestört werden.

Den toten Mann kannte Franz nicht.

Niemand aus dem Dorf.

Ohnehin hatte er nur selten einen solch jungen Kerl gesehen. Er kannte fast nur alte und gebrechliche Männer. Die anderen waren fort, im Krieg, der wohl, was er so aufgeschnappt hatte, zu Ende war.

Franz wusste, dass kaum jemand zurückkommen würde. Der »Schäle Otto«, ihr Postbote, hatte fast allen Frauen aus dem Dorf einen Brief vom Kaiser überbracht. Rotz und Wasser hatten sie geheult. Einige waren noch im Türrahmen zusammengebrochen.

Seine Mutter hatte auch Tag für Tag auf einen solchen Brief gewartet. Ängstlich hatte sie aus dem Fenster geäugt, wenn der Postbote durch das Dorf von Haus zu Haus ging. Wochen, Monate, Jahre war es so gegangen, doch der Kelch war an ihnen vorübergegangen. Franz war es gleichgültig gewesen. Die Erinnerungen an seinen Vater waren verblasst, kaum mehr als ein unscharfes Bild im Gedächtnis. Es gab nichts, was er vermisste.

Der Bauch des Mannes vor ihm auf dem Boden klaffte weit offen.

So ein scharfes Messer will ich auch haben.

Ein tiefer Schnitt mit glatten Wundrändern. Unter dem Rücken des Mannes war das Blut im Boden versickert und hatte die Tannennadeln rötlich-schwarz gefärbt.

Franz dachte an seinen einzigen Freund, Ruben Lieberstock, den Krämer im Dorf. Der verkaufte scharfe Messer. Echte Handarbeit aus Solingen, wie er mit stolzgeschwellter Brust betonte, wenn ein Kunde danach fragte. Die Klingen schnitten Papier mit Leichtigkeit in zwei Hälften. In öligen Tüchern eingehüllt, lagen die Messer in einer verschlossenen Schublade unter dem Verkaufstresen.

Damit konnte man solch einen sauberen Schnitt schaffen. Franz rieb die Tannennadeln in den Fingern. Trocken.

Der Tote lag somit bereits eine Weile hier. Der Mund stand offen, die gelben Zähne ragten aus dem zurückgezogenen Zahnfleisch heraus. Der nackte Leib war mit Flecken übersät. Die dunkelsten Stellen zeigten sich unten, dort, wo der Mann auflag. Die Haut spannte über dem aufgedunsenen Körper. Wie eine Brühwurst im siedend heißen Wasser kurz vor dem Platzen.

Was das wohl für ein Geräusch macht?

Franz sah sich um und griff nach einem Stock. Aus der Hosentasche zog er das eigene Messer, ein Küchenmesser von minderer Qualität. Vom häufigen Schleifen glich die Klinge inzwischen einem dünnen Metallband. Doch für seine Lieblingsbeschäftigung, dem Schnitzen, reichte es noch.

Franz sah auf.

Die Dezembersonne stand knapp über den Baumwipfeln, die Schatten der Stämme wanderten langsam, aber stetig über den Boden hinweg.

Wie eine riesige Sonnenuhr.

Nur noch eine Stunde, dann setzte die Dämmerung ein, und der Winter würde mit seinen kalten Fingern Franz' Heimatdorf Kirchbach wieder fest im Griff haben. Bis dahin wollte er das Tageslicht noch nutzen.

Leise ein Lied vor sich hin summend spitzte Franz den Stock an. Die Späne fielen auf den Brustkorb des toten Mannes und

verfingen sich in der Brustbehaarung.

In der Ferne hörte Franz einen Zug pfeifen. Die Bahnlinie führte unweit an seinem Elternhaus vorbei. Leider hielt die stählerne Schlange nicht an, denn einen Bahnhof gab es im Dorf nicht. Franz wäre gerne einmal zugestiegen.

Er stellte sich vor, wie die Lokomotive funkensprühend in Richtung Trier dampfte, eine lange Kette von Waggons hinter sich herziehend. Wohin würde sie dann fahren?

Ich sitze am Fenster, die Landschaft verändert sich, wird erst flach. Ein See, dahinter die Alpen. Durch einen langen Tunnel minutenlang rollen sie im Dunklen dahin. Dann, von einem Augenblick auf den anderen, schießt der Zug aus dem Tunnel heraus ins helle Sonnenlicht. Vorbei geht es an Obstbäumen, sattgrünen Wiesen und fremd aussehenden Menschen. Und dann – endlich – das Meer, das Wasser in einem so unvorstellbaren kräftigen Dunkelblau, dass man es nicht glauben mag.

Franz schüttelte den Kopf.

Hör auf zu träumen. Das wird nie geschehen. Du wirst immer nur hinterhersehen, wie der Zug in der Ferne verschwindet. So wie die anderen Kinder aus dem Dorf. Noch vor einigen Monaten hatten sie, an der Strecke aufgereiht, den vorbeifahrenden Soldaten zugewinkt, die auf dem Weg zur Front waren. Zeitverschwendung.

Für Franz war die Welt ein Wunder, in dem es so viel zu entdecken gab, dass vermutlich ein Leben nicht ausreichte. Daher musste man sich sputen. Forschen, aufspüren und

beobachten, Augen und Ohren offen halten. Warum sollte man die Zeit damit verschwenden, wildfremden Menschen einen Gruß zuzuwinken?

Franz steckte das Messer zurück in die Tasche und griff den Stock mit beiden Händen. Er bohrte die Spitze seitlich in den Bauch des Mannes. In der Haut entstand eine Delle, mehr passierte nicht. Er erhöhte den Druck, bis die Spitze eindrang und der Stock einige Zentimeter in dem Körper des Mannes verschwand.

Nicht geplatzt. Schade.

Er zog den Stock heraus und pulte damit in der Nase des Mannes herum. Der Nasenflügel riss ab und gab den Blick frei in die Nasenhöhle.

Sieht aus, wie das Loch eines Maulwurfs.

Eine Weile spielte Franz mit dem Stock noch in den Öffnungen des Mannes herum, dann stand er auf.

Hunger!

Er war sehr gespannt darauf, wie die Leiche morgen aussehen würde.

Er warf den Stock fort und machte er sich pfeifend auf den Rückweg ins Dorf.

Als Franz' Lied in der Ferne verklang, löste sich eine Gestalt aus dem Schatten einer mächtigen Buche. Tief sog sie die klare Waldluft ein. Endlich durchatmen, zu lange schon hatte sie den Atem flach halten müssen, um nicht aufzufallen.

Das war gerade noch einmal gut gegangen.

Drocourt, Frankreich, am 17. September 1915

Liebe Mutter, lieber Vater!

Soeben habe ich Euer Paket (Seife, Zigaretten) erhalten. Besten Dank für all die guten und nützlichen Sachen, die ich bis jetzt von Euch bekommen habe. Wir sind jetzt hinter der Front in Ruhestellung. Verstärkung ist eingetroffen, gut und gerne 60 Mann, die unsere Verluste ersetzen sollen. Dabei wird es Wochen dauern, bis sie so weit sind. Denn Instinkt und die Erfahrung der altgedienten Frontschweine, zu denen ich mich bereits zähle, müssen ja erst erlernt werden.

Wir erholen uns gut, auch wenn der Drill hinter der Front lästig ist. Ich würde am liebsten den ganzen Tag ausruhen, doch die Offiziere haben etwas dagegen. So ist es einerseits zwar angenehmer als im Schützengraben (warmes Essen, ruhige Nächte), andererseits doch auch anstrengend.

In den zwei Wochen im Graben hatten wir einige Verluste, Tote sowie Verwundete in der Kompagnie. Schon beim Einrücken in den Schützengraben wurden wir mit Schrapnells begrüßt, glücklicherweise wurde niemand getroffen. Doch schon am nächsten Morgen ging es los, heftiges Trommelfeuer. Es gab einige Kameraden zu beklagen. Von unserer Korporalschaft waren es allein zwei Mann, darunter mein bester Kamerad Peter Brauns aus Cöln. Ein Volltreffer einer Mörsergranate in dem

Unterstand, in dem er Schutz suchte. Mehr möchte ich dazu nicht schreiben, es schmerzt immer noch sehr. Am anderen Tag ging ich mit einem Kameraden auf Posten, weit vorne. Fast hätten wir den Feind mit Handschlag begrüßen können. Kaum hatten wir uns eingerichtet, wollten die Franzmänner uns wieder loswerden. Ein gewaltiges Feuer eröffneten sie. Eine Kugel ging meinem Kameraden mitten durch den Kopf. Ich musste dann allein fast eine Stunde noch den Posten versehen, das war gerade nicht sehr angenehm.

Auf diesem Posten hatten wir an dem Tag und dem nächsten noch einen Toten und 2 Verwundete. So ging es 14 Tage lang. Das strengt die Nerven an. Zweimal versuchten die Franzosen sogar, uns in die Luft zu sprengen. Wie ein Erdbeben hat sich das angefühlt, da wird es einem angst und bange. Doch es war nicht stark genug, die Unterstände und die Gräben hielten stand, niemand wurde verschüttet. Die Hauptwaffe der Franzosen sind die Minen. Sie werden bis 400 m geschleudert und explodieren mit fürchterlichem Knall. Die fliegen allerdings langsam. Ist man flink auf den Beinen kann man davonlaufen. Im Graben sieht es dann aus, als würden wir an einem olympischen Hindernislauf teilnehmen. Man muss recht aufpassen, um sich nicht im Wege zu stehen. Der vorderste Graben blieb meistens von den Minen verschont. Dafür Handgranaten und Gewehrfeuer zu Genüge. Doch wir standen den

Franzmännern in nichts nach. Die Handgranaten müssen entzündet, genau 4 Sekunden gehalten und dann fortgeschleudert werden. Nicht zu lange halten, ansonsten reißt einen die eigene Granate in Stücke. Leider ist genau das einem Kameraden passiert. Am Tag der Ablöse muss der Franzmann etwas davon bemerkt haben. Anscheinend hatte er uns lieb gewonnen und wollte uns nicht ausrücken lassen: Feuerüberfall. Sieben Stunden lang feuerte er aus allen Rohren, was für ein Dröhnen, Knallen und Beben. Da heißt es, Nerven zu behalten. Später flogen die Handgranaten herüber und hinüber. Einen Sturmangriff versuchten sie zu allem Überfluss auch noch. Ohne Erfolg, wie ich stolz berichten mag. Das Feuer unserer Maschinengewehre schnitt durch ihre Reihen wie eine geschärfte Sense durch die Ähren.

Endlich konnten wir abrücken. Gepäck übergeworfen, das Gewehr geschultert, glücklich, wieder einmal aus dem Feuer herauszukommen. Von hinten kamen noch einige Schrapnells nach. Vor Vimy bekamen wir warmen Kaffee, Lastwagen standen bereit. Um 5 Uhr kamen wir endlich in Drocourt an. Schöne Zimmer mit Strohsäcken, besser als in den feuchten Höhlen des Schützengrabens. Die Regimentsmusik spielt abends auf. Wir finden trotz des Exerzierens Zeit für Skat oder Doppelkopf. Heute Morgen hatten wir Feldgottesdienst. Wenn nur nicht der Gedanke

*wäre, wieder an die Front zu müssen, wäre es gut
auszuhalten.*

Nun Schluss für heute! Herzliche Grüße

Euer Sohn Hannes

*Gefreiter Johann »Hannes« Intze aus Kirchbach, gefallen
am 28. August 1916 an der Somme.*

FREITAG, 6. DEZEMBER 1918

Die Stadt Bonn wird von britischen und französischen Truppen besetzt.

Landtag von Elsass-Lothringen spricht sich für den Anschluss an Frankreich aus.

In Folge des massiven Rohstoffmangels werden auf Anordnung des bayerischen Staatskommissars in Bayern die Rüstungsarbeiten eingestellt.

1

Der Turm der Burgruine kratzte am grau verhangenen Horizont. Franz schlenderte am Ufer des Flüsschens entlang, das sich irgendwo in weiter Ferne in einen größeren Fluss ergoss. Von dort aus ging es bis zu einem so mächtigen Strom, dass Schiffe darauf fahren konnten. Das hatte der Lehrer erzählt. Die Schiffe fuhren bis zum Meer und sogar weiter bis nach Afrika.

Manchmal, wenn Franz nicht einschlafen konnte, träumte er davon, als Matrose in ferne Länder zu reisen. Viele Menschen dort sahen aus wie schwarz angestrichen. Das würde er zu gerne selbst sehen.

In der Ferne schnaufte ein Zug, schwarze Rauchwolken ausstoßend, über das Viadukt. *Der Gegenzug.*

Vor einigen Tagen noch waren die Waggons voller Soldaten gewesen. Ein nicht enden wollender Strom von Heimkehrern, die diese Seite des Rheins räumen mussten. Das hatte Franz von dem Krämer des Dorfes erfahren. Schlaue Politiker hatten das so in einem Wald in Frankreich ausgehandelt.

Franz sah die Soldaten noch vor sich, wie sie aus den Fenstern der Abteile blickten oder an den offenen Türen der Stückguttransporter standen. Männer mit grauen Bärten und

tiefen Falten im Gesicht, ihre Uniformen verdreckt, viele mit Verbänden.

*Sie sind als Jünglinge losgezogen, um die Welt zu verändern.
Jetzt hat die Welt sie verändert.*

Inzwischen kamen nur noch vereinzelt Nachzügler durch. Mit den grünen Waggons im Schlepptau glich der Zug einem wütenden Lindwurm. Franz dachte an die Siegfried-Sage. Die kannte er von seinem verstorbenen Opa. Er stellte sich vor, wie er mit dem Drachen um Leben und Tod rang, dem Feueratem und den peitschenden Schwanzhieben auswich. Spielerisch tänzelte Franz auf der Stelle. Und dann, mit einem mächtigen Stoß, würde er die Lanze in das Herz des Drachen rammen.

Er stieß einen Schrei aus und fuhr mit dem Arm vor. Im Geiste sah er den Drachen sich winden. Das anschließende Bad im Drachenblut würde ihn unverwundbar machen. Dabei würde er darauf achten, alle Körperstellen mit dem kostbaren Saft zu benetzen. Er würde keine angreifbare Stelle dulden, kein Blatt, das sich auf seine Schulter senkte.

Der Zug verschwand aus seinem Blickfeld. Nur die schwarze Rauchwolke stand noch am Himmel und zerfaserte dann im Wind.

Franz rupfte einen Grashalm vom Boden aus und kaute darauf herum. Es half, den Hunger zu unterdrücken.

Auf dem Pfad, der sich hoch bis zur Burgruine schlängelte, sah er einige Frauen den Hügel herabkommen. Gebeugte, graue Gestalten mit hängenden Schultern, müde und ausgelaugt. Seit

Jahren arbeiteten sie in der Tuchfabrik auf der anderen Seite des Berges. Außer am Sonntag zogen sie jeden Morgen von Kirchbach los, um die Maschinen in der Fabrik zu bedienen. Fünf Kilometer hin und nachmittags wieder zurück. Bei jedem Wetter. Früher arbeiteten viele der Männer dort. Doch die mussten in den Krieg. So hatten die Frauen deren Aufgaben eingenommen.

Das alles wusste Franz von seiner Mutter. Bis vor zwei Jahren hatte sie ebenfalls die Webbänke bedient. Doch nach ihrem Arbeitsunfall, der ihr drei Finger der rechten Hand gekostet hatte, konnte der Besitzer sie nicht mehr gebrauchen. Jetzt verdingte sie sich mehr recht als schlecht als Tagelöhnerin.

Auf der steinernen Brücke, über die die Straße ins Dorf führte, hielt Franz an. Er blickte über das gemauerte Geländer. Mit weißen Kronen strudelte das Wasser um die dickeren Steine. An den ruhigeren Stellen am Ufer hatte sich Eis gebildet. Einige Kinder schlitterten lachend über die gefrorenen Flächen.

Franz schüttelte den Kopf. Der Fluss war breit und auch unberechenbar tief. Besser wäre es gewesen, sie hätten sich für ihre Schlitterpartie den Bach hinter dem Gehöft des Ortsvorstehers ausgesucht. Brach man dort ein, konnte man sich selbst aus der misslichen Lage befreien. Trotz des gefährlichen Vorhabens schienen die Kinder viel Spaß zu haben. Das Gejauchze und Gejohle überlagerte das Hämmern in der Dorfschmiede.

Franz achtete nicht weiter auf die Schar. Ihn interessierte der Fortschritt an der Mühle. Das zweite Mühlrad nahm Form an. Der greise Vater des Müllers, Konstanz Schommer, stand im trocken gelegten Mühlgraben und passte die letzte Schaufel an. Das zusätzliche Rad sollte den Generator antreiben. Dann würde es Strom im Dorf geben. Franz dachte an die Glühbirnen, die nutzlos an den Decken in ihrem Häuschen hingen. Vor Jahren waren Männer ins Dorf gekommen, um sie zu installieren. In jedes Haus waren sie gegangen. Die Männer gehörten zu einer Firma, die Strom erzeugte. Als nur noch die letzte Leitung fehlte, die, die das Dorf mit dem Elektrizitätswerk verbinden sollte, brach der Krieg aus. Der Anschluss wurde verschoben, erst um Wochen, dann um Monate. Inzwischen waren Jahre ins Land gegangen, die Männer hatten sich nicht mehr blicken lassen. Nur dem alten Müller würden sie es zu verdanken haben, wenn bald in ihren Häusern das Licht anging. Unermüdlich hatte er sich Wissen über elektrischen Strom angeeignet, einen Generator ausfindig gemacht und hierher transportiert. Er hatte die Maschine auseinandergenommen, gereinigt, die Lager gefettet, die Antriebswelle neu befestigt und das hölzerne Mühlrad gebaut. Und weiß der Teufel, woher er die Bauelemente für die Schaltstation hatte.

Anfänglich werkelte Konstanz Schommer allein vor sich hin. Die anderen hielten ihn für verrückt. Aber mit der Zeit, als man sah, dass er wusste, was er dort in der Mühle trieb, erhielt er

von allen Seiten Unterstützung. So sehr lockte der Segen, den der elektrische Strom bringen würde. Nicht mehr von Gaslampen und Kerzen abhängig zu sein, nur einen Schalter drehen, und die Stube erstrahlte im Licht der Glühbirne, das war äußerst verlockend. Sogar Franz hatte es sich nicht nehmen lassen, Hand anzulegen. Er hatte Leitungen gezogen, beim Einhängen des Schaufelrads geholfen und die untere Etage der Mühle entrümpelt, um Platz für die Schaltanlagen zu schaffen.

Auf den Leitungen, die zu den Häusern führten, saß ein Vogel. Franz kam eine Frage in den Sinn. Und er wusste auch, wer ihm die beantworten konnte.

Er rannte los, wich den eisbedeckten Pfützen auf der Straße aus, sprang über die im Schlamm eingefrorenen Karrenspuren und erreichte endlich die steinernen Stufen, die zum Eingang des Krämerladens führten. Außer Atem riss er die Tür auf. »Machen die Vögel mit den Krallen nicht die Leitungen kaputt?«, platzte Franz heraus.

Ruben Lieberstock hob seine buschigen Augenbrauen. Ein verschmitztes Lächeln grub sich in seine Mundwinkel. »Wolltest du nicht zunächst einen guten Tag wünschen?«

Franz nahm seine Mütze vom Kopf. Stimmt. Er hatte vergessen, dass die Erwachsenen darauf viel Wert legten.

»Guten Tag, Herr Lieberstock.« Er deutete einen Diener an, so wie er es in der Schule gelernt hatte. Nicht zu tief, aber trotzdem weit genug, um nicht unhöflich zu sein.

»Sehr schön«, sagte Lieberstock, der sich ächzend von dem Schemel hinter dem Tresen erhob. »Und jetzt lass bitte Frau Papen eintreten.«

Franz wirbelte herum. In der Eingangstür stand die Dame, die erst kürzlich ins Dorf gezogen war. Eine Frau mit einer kleinen Nase und kräftigen Lippen. Die Haare trug sie zu einem Dutt hochgesteckt und unter einem Tuch verborgen. Aus ihren braunen Augen heraus blickte sie neugierig in die Welt.

Darüber wunderte sich Franz. Als sie vor einigen Tagen im Dorf eintraf, hatte sie traurig gewirkt. Er hatte angenommen, dass die Hose daran schuld war. Alle Frauen im Dorf besaßen Kleider und Röcke. Nur Frau Papen schien sich das nicht leisten zu können. Franz musterte ihre Bekleidung. Eine Hose!

Entgegen seiner anfänglichen Vermutung schien dieses Kleidungsstück ihr keinen Kummer zu bereiten.

»Ich habe es nicht eilig«, sagte Frau Papen und schob ihren schlanken Körper an Franz vorbei. In der Hand hielt sie einen leeren Weidenkorb. »Um deine Frage zu beantworten, Franz ...« Sie drehte sich zu ihm um. »Franz ist doch richtig, nicht wahr?«

Franz nickte.

Sie hielt ihm die Hand hin. »Agnes Papen.«

Er schlug ein. Ihre Hand fühlte sich weich an, ganz anders, als bei seiner Mutter. Deren Haut war von der schweren Arbeit hornig und mit Kratzern übersät.

Sie hängte ihren Korb in den angewinkelten Ellenbogen.
»Nun, die Stromleitungen nehmen keinen Schaden. Die

Isolierungen sind dick und fest, da kommt keine Kralle durch.«

»Isolierung?«

»So nennt man das, was außen um das stromführende Metall gewickelt ist.«

Franz sah Ruben Lieberstock an und runzelte die Stirn. Der lachte. »Dem gibt es nichts hinzuzufügen. Frau Papen kommt aus der Stadt. Dort gibt es schon lange elektrisches Licht.« Er deutete zu der Glühbirne an der Decke und seufzte. »So sehr ich das begrüße, für das Geschäft mit den Kerzen wird es das Aus bedeuten.«

Frau Papen schmunzelte. »Dafür werden sie Leitungen, Schalter, Sicherungen, Lampensockel, Isolatoren, Glühbirnen und vieles mehr verkaufen.«

Lieberstock schürzte die Lippen. »Man wird sehen. Ich zweifle noch.«

»Wann soll es denn endlich so weit sein?«

»Noch vor Weihnachten«, platzte Franz heraus. »Am vierten Advent, nach der Sonntagsmesse. Der Ortsvorsteher wird eine Ansprache halten.« Sein Magen unterstrich seine Sätze mit einem vernehmlichen Knurren. Den Hunger hatte er ganz vergessen. Darum musste er sich kümmern, damit er bei Kräften blieb.

Ohne weiter auf die Erwachsenen zu achten, drehte Franz sich um, rannte aus dem Laden, sprang mit einem Satz über die Stufen auf die Straße und bog nach rechts ab. An der Dorfkirche nahm er die Abkürzung über den Friedhof, vorbei

am geschlossenen Gasthof, dann bog er in die Gasse ein, in der er wohnte. Ein Huhn flatterte verschreckt zur Seite. Hoffentlich hatte seine Mutter noch etwas Essbares auf dem Herd stehen. Haferschleim, oder eine Rübensuppe. Vielleicht gab es dazu noch ein Stück Brot.

Aber wohl eher nicht. Das wäre ja wie an einem Sonntag.

Franz jagte durch den Garten, durch den Hintereingang in den Hausflur. Ein ungewöhnlicher Geruch lag in der Luft. Vom Hunger getrieben, achtete Franz nicht weiter darauf. Er stürmte in die Küche. »Mutter, ich habe ...«

Abrupt verstummte er und blieb wie angewurzelt stehen. Am Tisch saß nicht nur seine Mutter, sondern auch ein ihm unbekannter älterer Herr, der einen kleinen Hund im Arm hielt.

Franz war nicht dumm, auch wenn ihn viele dafür hielten.

Er wusste sofort, dass sich gerade sein Leben von Grund auf verändert hatte.